

DIE BEDEUTUNG DES VERTRAUENS *

von Dr. Otto Friedrich Bollnow
Ord. Professor für Philosophie und Pädagogik
an der Universität Tübingen

Ich habe dieses Thema zum Gegenstand meiner Ausführungen gemacht, weil es mir eine zentrale Frage unsrer Gegenwart zu betreffen scheint. Mir scheint, daß die Auseinandersetzung über das Vertrauen, der Kampf zwischen Vertrauen und Mißtrauen, tief in die allgemeinen Voraussetzungen des gegenwärtigen Zeitalters eingreift. Ich gehe dabei aus von der geistigen Situation in Deutschland, wie wir sie dort als ein brennendes Problem empfinden. Aber schon die wenigen Wochen, die ich in Japan bin, haben mir gezeigt, daß es hier im Grunde ganz ähnliche Fragen sind.

Man hat in Deutschland unsre Zeit geradezu durch den Verlust des Vertrauens gekennzeichnet. Und das mit Recht. Es handelt sich dabei auf der einen Seite zunächst um das Mißtrauen, das die Beziehungen zwischen den einzelnen Menschen in ihrem Kern vergiftet. Ob es sich um das Verhältnis zwischen den Generationen handelt, um das zwischen Eltern und Kindern, oder ob es sich um das Zusammenarbeiten im Beruf handelt. Überall sieht jeder im andern nur den Egoisten, der rücksichtslos seinen eignen Vorteil wahrnehmen will. Besonders die tiefenpsychologischen Erkenntnisse haben hinter der schönen Oberfläche des Charakters bedrohliche Untergründe sichtbar gemacht. Es ist ja alles nur überdeckter Wille zur Macht oder sublimierter Geschlechtstrieb. So lauten die typischen Aussagen in dieser Richtung.

Es handelt sich darüber hinaus aber um das Mißtrauen gegenüber den staatlichen und kulturellen Ordnungen allgemein. Man bangt beispielsweise um die Stabilität der Währung. Die Zusammenbrüche, durch die die Menschheit in den letzten Jahrzehnten hindurchgehen müssen, haben das Vertrauen zur Stabilität dieser Verhältnisse im tiefsten erschüttert. Und das Ergebnis ist eine allgemeine Unsicherheit. Man bangt vor einem neuen und furchtbareren Krieg, der alles vernichtet. Die Atombombe ist das nicht ernst genug zu nehmende Symbol dieser äußersten Bedrohung. Die tiefe existentielle Angst, die den heutigen Menschen kennzeichnet, ist die notwendige Folge dieses alles ergreifenden Vertrauensverlustes. [5/6]

Ich deutete schon an, daß mir in meinen Gesprächen in Japan immer wieder dieselben Probleme begegnet sind. Auch hier ist es das verlorene Vertrauen, von dem man spricht: das des Lehrers zum Schüler, das des Schülers zum Lehrer, das des Lehrers zu den staatlichen Organen der Schulverwaltung und wieder das dieser zum einzelnen Lehrer.

Mir scheint mit diesem Vertrauensverlust eine ernsthafte Krankheit unsrer Zeit bezeichnet zu sein. Mit dieser Feststellung ist aber zugleich auch die Aufgabe gegeben. Wenn es möglich sein soll, aus dieser Krise herauszukommen, dann kommt alles darauf an, ein neues Vertrauensverhältnis zu gewinnen, zum andern Menschen, zur Kultur im ganzen und zum Leben überhaupt. Diese Besinnung auf das Wesen des Vertrauens steht darum im Mittelpunkt der gegenwärtigen Auseinandersetzung um den Menschen.

Wir beginnen am besten mit ein paar allgemeinen Bestimmungen. Ich habe immer wieder gefunden, daß die Sprache und das in ihr niedergelegte Verständnis ein zuverlässiger Ansatzpunkt für die tiefer dringende philosophische Besinnung ist. Ich gehe dabei natürlicherweise vom Sprachgebrauch der deutschen Sprache aus, aber ich bin überzeugt, daß sich das Wesentliche auch in andern Sprachen, also auch in der vom Deutschen so sehr verschiedenen japanischen Sprache

* Erschienen in: Mitteilungen des Deutsch-Japanischen Kulturinstituts in Kyoto, Nr. 7, Oktober 1959, S. 5-12. Die Seitenumbrüche des Erstdrucks sind in den fortlaufenden Text eingefügt.

ausdrücken läßt. Das Verbum „vertrauen“ hängt im Deutschen zunächst mit dem einfachen Wort „trauen“ zusammen. Ich traue einem andern Menschen, wenn ich glaube, daß ich mich auf ihn verlassen kann. Man sagt aber im Deutschen auch: ich traue ihm etwas zu, beispielsweise eine Leistung, wenn ich glaube, daß er dazu die nötigen Fähigkeiten besitzt. Zutrauen ist darum die speziellere Einstellung. Zutrauen bezieht sich immer auf etwas Bestimmtes. In diesem Sinn kann ich auch mir selber etwas zutrauen, wenn ich glaube, die Kraft zu haben, eine Aufgabe oder ein Wagnis zu übernehmen. Zutrauen braucht sich dabei nicht auf schätzenswerte Leistungen zu beziehen. Ich kann einem Menschen auch etwas Böses zutrauen, beispielsweise einen Diebstahl, wenn ich auf Grund meiner sonstigen Kenntnis seines Charakters meine, daß er dazu fähig ist.

Etwas anderes ist dagegen gemeint, wenn ich allgemein sage: Ich traue einem Menschen nicht, ich „traue ihm nicht über den Weg“, wie es in der deutschen Redewendung heißt, um damit ein allgemeines Verhältnis der Unsicherheit zu bezeichnen. Man weiß noch gar nicht, was man von ihm erwarten soll, aber irgendwie hat man ein unbehagliches Gefühl, daß etwas Böses dabei herauskommt. Der Gegensatz dazu ist das Vertrauen als ein gesteigertes Trauen. Im Unterschied zum bloßen Zutrauen geht das Vertrauen nicht auf die besondere Leistung, die ich von ihm erwarte, sondern auf den Menschen im ganzen. Ich habe Vertrauen zu ihm, d.h. ich fühle mich [6/7] bei ihm geborgen. Zu einem Arzt kann ich beispielsweise ein solches Vertrauen haben. Schon bei der ersten Begegnung kann der Mensch einen „vertrauenswürdigen“ Eindruck machen, ohne daß man im einzelnen anzugeben wüßte, worauf dieser beruht.

Vertrauen ist in dieser Weise die einseitige Beziehung des einen Menschen zum andern. Wo dagegen zwei Menschen sich gegenseitig in der Weise des Vertrauens entgegenkommen, da entsteht zwischen ihnen das Verhältnis der Vertrautheit. Sie kennen einander gut. Sie wissen, daß sie sich aufeinander verlassen können. Sie können die argwöhnische Aufmerksamkeit, die sie sonst in der Welt zu wahren pflegen, hier aufgeben und sich unbefangen, deckungslos und ohne Vorsicht geben, wie sie sind. So bildet sich innerhalb der größeren und immer irgendwie unbehaglichen Welt ein engerer Umkreis der Intimität. Die deutsche Sprache hat ein schönes altes, leider auch durch den Mißbrauch abgenutztes Wort, diesen besonderen Bereich zu bezeichnen, das Wort „traut“. Sie spricht von dem „trauten“ Menschen, insbesondere von dem „angetrauten“ Ehepartner, oder vom „trauten Heim“.

Ebenso gibt es auch Mißbräuche und Übertreibungen des Vertrauens. So spricht man von einer „plumpen Vertraulichkeit“ bei einem Menschen, der keinen Abstand kennt und sich taktlos in die Intimität des andern Menschen einzudrängen sucht. Man spricht auch von einer „Vertrauensseligkeit“, wenn ein Mensch sein Vertrauen allzu kritiklos jedem beliebigen andern Menschen entgegenträgt. Solche Vertrauensseligkeit ist in der Tat ein Fehler und darf nicht mit dem echten Vertrauen verwechselt werden, von dem wir hier sprechen.

Vertrauen im eigentlichen Sinn gibt es nur zu einem Menschen, nicht aber zu einer toten Sache. Zur Festigkeit einer Mauerkonstruktion, zum regelmäßigen Gang einer Maschine kann ich nicht Vertrauen im eigentlichen Sinn haben. Ich kann mich auch nicht eigentlich auf sie verlassen. Verlassen kann ich mich höchstens auf den Menschen, der sie gebaut hat (selbst wenn ich ihn nicht kenne). Oder um zur besseren Deutlichkeit noch ein betont banales Beispiel zu nehmen: Daß ein in die Wand geschlagener Nagel ein Gewicht hält, darauf kann ich nicht vertrauen. Ich kann es auf Grund meiner Schätzungen annehmen, ich kann es probieren, ich kann es gegebenenfalls auch leichtsinnig darauf ankommen lassen. Das alles ist Angelegenheit der sachlichen Erfahrung, einer begründeten Schätzung, und notfalls kann ich es auch ohne hinreichende Sicherheit einfach riskieren. Hier handelt es sich überall um das Verhältnis zu einer toten Sache (so wie es am reinsten in der exakten Naturwissenschaft entwickelt ist.) Hier kann man Erfahrungen machen, vielleicht auch Berechnungen anstellen und mit deren Hilfe das Ergebnis voraussehen. Wenn keine hinreichend genaue Kenntnis vorliegt, kann ich das Ergebnis auch abschätzen, aber auch eine ungenaue Schätzung ist selber eine Form des rechnenden Umgangs. Das

Ergebnis hängt nur von zwei Faktoren ab: von meiner Intelligenz und den objektiv feststellbaren Eigenschaften des Materials.

Vertrauen aber gibt es nur zu einem Menschen, d.h. zu einem Wesen, das sich grundsätzlich meiner Berechnung entzieht, weil es einen jenseits aller Kausalgesetze [7/8] stehenden freien Willen hat. Wenn ich jemand (gesetzt, daß so etwas möglich sei) auf Grund psychologischer Kenntnisse so genau übersehe, daß ich weiß, wie er sich in einer bestimmten Lage verhalten wird, so brauche ich ihm nicht zu vertrauen, und da kann ich ihm auch nicht vertrauen, weil ich dasjenige menschliche Verhältnis, in dem es so etwas wie Vertrauen gibt, schon verlassen habe. Vertrauen ist vielmehr nur dort möglich, wo ich mich auf etwas beziehe, das grundsätzlich nicht in meiner Macht steht.

Vertrauen schließt darum immer ein Wagnis ein, und dieses gehört untrennbar zu seinem innersten Wesen. Wo die Sicherheit der Erkenntnis aufhört, da gibt es immer noch eine Wahrscheinlichkeit. Aber auch die Wahrscheinlichkeit ist noch eine Form der sachlichen Erkenntnis. Vertrauen aber gründet sich grundsätzlich nicht auf Sicherheiten und Wahrscheinlichkeiten. Vertrauen bedeutet immer, daß der Mensch sich auf etwas verläßt, für das er keine Sicherheit haben kann. Und wenn er dabei trotzdem seiner Sache gewiß ist, so beruht dies auf ganz anderen Voraussetzungen, nämlich auf dem unbedingten Einsatz seines Glaubens. Insofern ist das Vertrauen ein personales menschliches Verhältnis, das sich grundsätzlich über alle sachlichen Bezüge erhebt.

Ein paar einfache Beispiele mögen das ein wenig weiter verdeutlichen. So kann das Parlament seiner Regierung das Vertrauen aussprechen (oder entziehen). Das Vertrauen heißt hier nicht nur, es billigt ein bestimmtes vorliegendes Verhalten der Regierung, sondern es ist überzeugt, daß auch das künftige und im voraus nicht bekannte Verhalten der Regierung in seinem Sinn sein wird. So gibt es auch allgemein in den menschlichen Beziehungen ein Vertrauensverhältnis, eine Vertrauensbasis usw. Das bedeutet immer: es gibt eine vorgängige Atmosphäre des Vertrauens, die dem Menschen einen Spielraum in gutem Glauben läßt und nicht jeden einzelnen Schritt argwöhnisch betrachtet. Wo das Vertrauen fehlt, da ist der Mensch jeden Augenblick auf der Hut und wartet schon immer argwöhnisch darauf, was der andere „wohl anstellen“ wird. Er beobachtet ihn mit ständig wachsamem Auge und fragt bei jedem Tun nach den Motiven, die ihn dabei vermutlich geleitet haben. Wenn ich dagegen einem Menschen vertraue, dann denke ich nicht daran, sein Verhalten jederzeit zu kontrollieren. Ich bin gewiß, daß es schon richtig sein wird, und gebe dem andern Menschen insofern einen Raum unkontrollierter Freiheit.

Eine solche Atmosphäre des Vertrauens ist aber von ungeheurer Bedeutung für das gesamte menschliche Leben. Nur wo sich der Mensch von einem solchen Vertrauen getragen fühlt, da kann er sich richtig entfalten. Wo ihm dagegen offenes oder verstecktes Mißtrauen entgegentritt, da muß er zurückbleiben und schließlich ganz verkümmern. Das Vertrauen verändert geradezu den andern Menschen. Der Mensch, den ich für zuverlässig, ehrlich, für fähig zu allem Guten und Schönen halte, der wird dadurch auch zuverlässig, ehrlich und zu allem Guten und Schönen fähig. Der Mensch dagegen, den ich für faul, verlogen und unbegabt halte, der muß unter diesem meinen Urteil verderben und wird schließlich ebenso faul, verlogen und unfähig, wie ich ihn halte. [8/9]

Vor allem der deutsche Philosoph Nicolai Hartmann hat dies in seiner „Ethik“ mit letzter Klarheit ausgesprochen. Der Glaube, so sagt er, hat die schöpferische Kraft, „daß er eben dasjenige, woran er in der fremden Person glaubt, in ihr auch wirklich hervorbringt. Die vom Glauben ausgehende moralische Kraft ist imstande, den Menschen, dem der Glaube gilt, glaubwürdig, vertrauenswürdig, zuverlässig zu machen. Der Glaube kann den Menschen umschaffen.“ Dieser Zusammenhang ist besonders wichtig für den Erzieher. Von der Kraft seines Vertrauens hängt es ab, was sich im Kind entwickelt, und er hat insofern geradezu die Pflicht zum Vertrauen. Aber umgekehrt ist diese aufschließende Kraft des Vertrauens nicht die zwangsläufige Wirkung eines

Naturgesetzes, sondern jedes Vertrauen ist immer zugleich ein Wagnis. Es kann auch enttäuscht werden. Daher stammt der große persönliche Einsatz, den der Erzieher jedesmal neu aufbringen - und auch nach den unvermeidlichen Enttäuschungen wieder neu aufbringen - muß, wenn sein Werk gelingen soll.

Das gilt ganz besonders von der frühen kindlichen Entwicklung. Das Vertrauen, das dem Kind entgegengebracht wird, macht für es zugleich die Welt zu einem vertrauten Bereich, in dem es sich sicher fühlen kann. Vor allem Pestalozzi hat in dem unsterblichen letzten Brief seines theoretischen Hauptwerks „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ diesen Zusammenhang dargestellt, wie beim kleinen Kind im engen Umkreis der Mutter die Atmosphäre von Vertrauen, Dankbarkeit und Liebe gegeben ist. Sobald das Kind das Vertrauen der Mutter spürt, fühlt es sich geborgen, und es vertraut seinerseits in unmittelbarer Selbstverständlichkeit der Mutter und mit ihr der Welt im ganzen. Mein Tübinger Kollege, der Pädiater Nitschke, hat neuerdings diesen Gedanken mit allem Nachdruck wieder aufgenommen. Die sorgende Hut der Mutter, so betont er, gibt das Medium, in dem das Kind sich in seine Welt hinein entfaltet. Die Erfahrung einer sinnhaft geordneten Welt ist nur im Umkreis eines solchen Vertrauens möglich, und selbst die Dinge erschließen sich dem Kind nur in ihm. Ich gebe es mit seinen eignen Worten. „Die Mutter“, so sagt er, „schafft in ihrer sorgenden Liebe für das Kind einen Raum des Vertrauenswürdigen, Verlässlichen, Klaren. Was in ihn einbezogen ist, wird zugehörig, sinnvoll, lebendig, vertraut, nahe und zugänglich. Ungeheuer ist die aufschließende Kraft des Vertrauens. Auch die Dinge, nicht nur die Menschen, offenbaren ihr Wesen, ihre Ordnung, ihren verborgenen Sinn.“ So weit Nitschke. Ohne dies Vertrauen aber muß alles menschliche Leben verdorren.

Das Verhältnis des Kindes zur Mutter ist darum so wichtig, weil es sich in ihr nicht um einen beliebigen einzelnen Menschen handelt, sondern weil dieser Mensch, die Mutter, für das Kind noch die Welt im ganzen repräsentiert, so daß im vertrauten Bezug zu ihr zugleich die Sinnhaftigkeit der Welt im ganzen eingeschlossen ist. In der späteren menschlichen Lebensentwicklung tritt beides dann auseinander, und so müssen wir dann vom Vertrauen zu einem bestimmten einzelnen Menschen ein allgemeineres und umfassenderes Vertrauen unterscheiden: Das Vertrauen zur Welt im ganzen.

Hiermit ist nicht mehr ein bestimmtes formulierbares Vertrauen zu dem oder [9/10] jenem Menschen gemeint, sondern ein wesensmäßig ungegenständliches Vertrauen, das als eine allgemeine Stimmung das gesamte Leben des Menschen gleichmäßig durchzieht, ein nicht weiter begründbares Geborgenheitsgefühl allgemein. Wir können von einem Lebensvertrauen oder einem Seinsvertrauen sprechen, um diese allgemeine Art zu kennzeichnen, wie sich der Mensch von seinem Leben getragen und im Ganzen des Seins geborgen fühlt. Es wiederholt sich auch hier, was vom Leben des kleinen Kindes im Umkreis der Mutter gilt: Menschliches Leben kann grundsätzlich nur gesund bleiben, wenn es von einem solchen allgemeinen Seins- und Lebensvertrauen getragen ist. Es zerfällt, wo dieses verloren geht. „Wer vertraut, besteht“, heißt es bei dem Dichter Rilke einmal als Vorschlag zu einem Hausspruch. Nur wer vertraut, ist imstande, die mannigfaltigen Bezüge zur Welt richtig einzugehen. Wer aber nicht zu vertrauen vermag, der ist preisgegeben der hoffnungslosen Einsamkeit des sinnlos gewordenen Ich.

Vor diesem Hintergrund zeichnet sich die große Krise des Existentialismus ab. Denn die Lebenserfahrung, die in diesem zum Ausdruck kommt, beruht auf einem solchen totalen Zerfall des Vertrauens. Das bedeutet aber auch umgekehrt, daß es nur dann einen Ausweg aus der Vertrauenskrise des Existentialismus gibt, wenn es gelingt, den Menschen mit einem neuen Vertrauen in seiner Welt wieder heimisch zu machen.

Hier aber zeigt sich zugleich die ganze Schwierigkeit: Es ist billig, ein solches Vertrauen zum Leben und zur Welt zu fordern oder zu zeigen, daß ohne dieses die Welt zerfallen muß. Woher ist es zu nehmen, wenn es doch unsrer Welt in einem so unvorstellbaren Maß verloren gegangen ist? Es nützt nichts, wenn der Mensch es mit aller Kraft seines Willens herbeizuzwingen sucht,

und je verzweifelter er sich darum bemüht, um so mehr entzieht es sich ihm ins Unerreichbare, um umgekehrt wiederzukommen, wenn er es am wenigsten erwartet. Dieses allgemeine Lebensvertrauen ist vielmehr wie eine Stimmung, die über den Menschen kommt und dann beglückend sein Leben erfüllt, indem sie Sinn und Wert dort sehen läßt, wo vorher nur die leere Wüste der Sinnlosigkeit zu sein schien. Ein Gefühl neuer Geborgenheit in seinem Leben erfüllt dann den Menschen.

Das hängt eng mit dem Wechselspiel der Stimmungen im Menschen zusammen: Nur der beruhigte und glückliche Mensch kann auch vertrauen; dem verzweifelten und geängstigten schwindet dieser Halt, und er findet sich unentwerrbar verstrickt in die absolute Einsamkeit des Mißtrauens. Dieses neue Vertrauen ist wie ein Geschenk, das dem Menschen zufällt. Fast könnte man von einer Gunst oder einer Gnade sprechen, wenn man diesen Begriff nur ganz vorsichtig zur Beschreibung jenes allgemein menschlichen Phänomens benutzt, wie das Vertrauen über den Menschen kommt, ohne von ihm hervorgebracht zu sein, und wenn man jede darüber hinausgehende dogmatische christlich-theologische Auslegung fernhält.

Damit scheinen wir jetzt aber schon außerhalb einer ethischen Betrachtung zu sein. Wie kann man vom Menschen fordern, was er doch nicht von sich aus hervorbringen kann, sondern was ihm geschenkt werden muß? Ist es dann noch berechtigt, [10/11] das Vertrauen und besonders das Welt- und Lebensvertrauen unter die Tugenden zu rechnen? Ja, das ist trotzdem berechtigt, und dieses Vertrauen gehört sogar zu den großen und entscheidenden Tugenden des menschlichen Lebens. Denn die bloße Stimmung kommt und geht wieder dahin, und so kann der Mensch hier nur für den Augenblick in einer vertrauensseligen Stimmung schwimmen. Das wirkliche Vertrauen aber muß ergriffen werden, und der Mensch muß bewußt das Wagnis auf sich nehmen, das unaufhebbar darin enthalten ist. Der Mensch muß sich anstrengen dabei. So ist das Vertrauen der Ausdruck einer wirklichen Kraft der Seele. Große und im Gefühl ihrer Fülle lebende Seelen können sich ausgeben im Vertrauen, während das Mißtrauen immer das Zeichen eines kleinen Geistes ist. Das Vertrauen muß aber auch gepflegt werden, indem der Mensch mit bewußter Anstrengung daran festhält und es nicht bei kleinlichen Anwandlungen wieder preisgibt.

In diesem Sinn ist das Vertrauen durchaus eine Tugend, besonders wenn man das Wort Tugend im ursprünglichen Sinn nimmt: als eine hoch zu wertende Eigenschaft des Menschen und als ein Ausdruck seiner seelischen Kraft. Freilich ist es eine Tugend besonderer Art, nämlich eine solche, die nicht aus der Anstrengung des Menschen bewußt hervorgebracht werden kann, sondern bei der dieser Anstrengung etwas entgegenkommen muß, was ihm wie ein Geschenk zufällt, wo also Anstrengung und Geschenkwerden sich in einer unauflöselichen Weise durchdringen. Aber es wäre verkehrt, solchen „Eigenschaften“ des Menschen den Namen einer Tugend vorzuenthalten.

Und ist man an diesem einen Beispiel erst einmal darauf aufmerksam geworden, so erkennt man sehr bald, daß das Vertrauen in dieser Beziehung nicht allein steht. Das ganze menschliche Leben ist durchzogen von einer Reihe von Tugenden, bei denen ein ähnlicher Zug mehr oder weniger deutlich hervortritt. Dahin gehören, um nur einige Beispiele aufzuführen, die Hoffnung, die Geduld, die Dankbarkeit, der Glaube in einem allgemeinen Sinn (den ich ja gelegentlich schon ununterschieden bei der Besprechung des Vertrauens mit hineingenommen hatte). Vor allem sind es die drei großen theologischen Kardinaltugenden, die das Christentum als Glaube, Liebe und Hoffnung den vier Platonischen Kardinaltugenden der Mäßigkeit, des Muts, der Weisheit und der Gerechtigkeit (Besonnenheit, Tapferkeit, Weisheit, Gerechtigkeit) gegenübergestellt hat und an deren Tugendcharakter nie ein ernstlicher Zweifel bestanden hat. Man muß nur erkennen, daß der Umkreis dieser Tugenden nicht auf den speziell religiösen Bereich beschränkt ist, sondern weitgehend auch in das allgemeine profane Leben hineinreicht. Als Glaube, beispielsweise an die Verlässlichkeit eines bestimmten Menschen, als Hoffnung auf den guten Ausgang einer bedrohlich scheinenden Schwierigkeit, als optimistische Grundhaltung zum Leben im ganzen

sind es durchaus Angelegenheiten eines natürlichen und nicht erst eines speziell religiösen Lebens.

Nun könnte man freilich einwenden – und die Existentialisten wenden dies ein –, daß es für unsere Zeit, die in so grausamer Weise alle Erfahrungen des Bedrohtseins ihres ganzen Lebens und der Fragwürdigkeit aller bisherigen Sinngebungen gemacht [11/12] hat, nichts anderes als eine Flucht bedeute, wenn sie so in eine frühere Form der Geborgenheit zurückzukehren versucht. Das einmal verloren gegangene Seinsvertrauen könne nicht wiederhergestellt werden. Aber wer so argumentiert, der verkennt den Tugendcharakter dieses Vertrauens und verwechselt ein solches neu zu erringendes Vertrauen mit einfacher fragloser Sicherheit. Eben darum wurde vorhin der Wagnischarakter des Vertrauens so nachdrücklich hervorgehoben.

Ebenso wäre es verkehrt, wenn man meinen wollte, daß der Mensch in einem einmaligen Aufschwung die Verzweiflung in sich überwinden könne. Der neu erlangte Zustand behält immer eine eigentümliche Instabilität. Er bleibt immer bedroht und geht immer wieder unter dem Angriff neuer Beängstigungen verloren. Er muß darum in unermüdlicher zäher Anstrengung immer wieder neu errungen werden. So bleibt das Leben das ständige Wechselspiel von quälender Angst und beglückender Geborgenheit. Aber wer einmal, und sei es nur für Augenblicke, das Bewußtsein einer solchen Geborgenheit erfahren hat, der weiß, daß es die reichere und tiefere Wahrheit in sich schließt, und er wird immer wieder danach streben müssen.

Dabei muß allerdings die Anmaßung des Existentialismus zurückgewiesen werden, der meinte, seine Erfahrung der Ungeborgenheit (deren Recht ihm gar nicht streitig gemacht werden soll) sei die einzige echte Erfahrung, und jede Behauptung eines Vertrauensverhältnisses zum Leben sei innerlich unwahrhaftige Flucht vor der Wirklichkeit. Das hatte zur Folge, daß man die positiven Erfahrungen des Vertrauens und der Geborgenheit, der Tragfähigkeit aller menschlichen Lebensbezüge nicht wahr haben wollte und sie als bloßen Schein zurückwies, wenn sie dennoch kamen – und daß man jedem Menschen Mangel an der Tiefe der Erfahrung oder Mangel an der Ehrlichkeit in der Meinung vorwarf, der sie dennoch vertrat. Das bedeutete dann eine Atmosphäre des Mißtrauens, in der sich dann auch diese Erfahrungen gar nicht erst ausbilden konnten.

Demgegenüber gilt es jetzt, daß man die Echtheit und die tiefe Bedeutung auch der positiven Lebenserfahrungen anerkennt und – nachdem man in theoretischer Besinnung ihre Berechtigung erkannt hat –, damit den Weg frei macht, sie auch im Leben selbst mit größerer Unbefangenheit und ohne verborgenes schlechtes Gewissen zu ergreifen und zu pflegen.

Damit bin ich am Ende meiner Ausführungen. Die Gedankengänge, die ich Ihnen, meine Leser, nahezubringen versucht habe, scheinen mir in der Tat ein brauchbarer Ansatzpunkt zu sein, mit den gefährlichen Bedrohungen unserer Zeit fertig zu werden, die ihren philosophischen Ausdruck in den Strömungen des Nihilismus und des Existentialismus gefunden haben, die aber nicht eine Angelegenheit der Philosophie allein sind, sondern die ganz unmittelbar unser privates wie gesellschaftliches Leben durchziehen. Die Bedrohung durch den Vertrauensverlust zu erkennen und ihr in klarer Erkenntnis der Wichtigkeit des Vertrauens und der Möglichkeiten seiner Gewinnung zu begegnen, dazu wollte ich in meinen Ausführungen im Maß meiner Kräfte einen bescheidenen Beitrag geben.